

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 11 (1970)
Heft: 12

Artikel: Die technologische Lücke zwischen den Supermächten 4. Die Diskontinuität des Wachstums
Autor: Sager, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092588>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die technologische Lücke zwischen den Supermächten

Die Diskontinuität des Wachstums

Von Peter Sager

Von wesentlicher Bedeutung für die Beurteilung der technologischen Lücke und der Tendenzen zu deren Veränderung sind die «technologischen Zuwachsraten». Sie können uns zeigen — wenigstens tendenziell —, ob sich die Lücke zwischen der UdSSR und dem industriellen Westen vergrössert oder verkleinert.

Wir wollen daher in der folgenden Tabelle die durchschnittlichen jährlichen Wachstumsraten der Faktorenproduktivität (Bruttosozialprodukt je Sachkapitals- und Arbeitseinheit) für die UdSSR, die USA und Westeuropa während zweier verschiedener Zeitperioden vergleichen.

	1951—1960	1961—1967
USA	1,7	2,7
UdSSR	2,8	1,3
	1950—1964	1960—1964
USA	2,0	3,0
Nordwesteuropa	3,2	3,0
Italien	4,4	4,5
UdSSR	2,4	1,7

Für diese Zahlen gelten alle Vorbehalte, wie sie bereits formuliert worden sind. Tendenziell vermögen sie indessen recht viel auszusagen: in den fünfziger Jahren war die Zuwachsrate der Produktivität in der UdSSR grösser als in den USA, in den sechziger Jahren jedoch beträchtlich kleiner. Während des vergangenen Jahrzehnts dürften die sowjetischen Ziffern weit unter jenen Westeuropas und besonders unter jenen Italiens und Westdeutschlands gelegen haben. Sogar für den gesamten Zeitraum 1950—1964 ist die sowjetische Zuwachsrate tiefer als die aller grösseren westeuropäischen Länder mit Ausnahme Grossbritanniens. Während der Jahre 1960—1964 war die sowjetische Zuwachsrate ungefähr halb so gross wie jene aller westeuropäischen Länder einschliesslich Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten.

Insoweit als die Entwicklung der Produktivität eine technologische Lücke widerspiegelt — und das ist zu einem grossen Teil der Fall —, kann festgestellt werden, dass sich die technologische Lücke zwischen der UdSSR und den USA in den fünfziger Jahren verkleinert, während sie sich in den sechziger Jahren wiederum vergrössert hat. Verglichen mit Westeuropa hat sich die relative Lage der UdSSR seit 1950 stetig verschlechtert. Diese relative Verschlechterung ist im Vergleich mit Italien, das Mitte der sechziger Jahre der Sowjetunion im Produktionsniveau am nächsten war, auch am grössten.

Wir finden hier eine Bestätigung des im ersten Beitrag dieser Serie angestellten Dekadenvergleichs: Ende der fünfziger Jahre konnte die Sowjetunion Erfolge aufweisen, die in der Raumschiffahrt am augenfälligsten waren. Sie schien auf dem besten Weg, wie Chruschtschew es in seinem Optimismus angekündigt hatte, die Vereinigten Staaten bis 1970 einholen und bis 1980 überholen zu können. Zehn Jahre später, Ende der sechziger Jahre, waren diese Hoffnungen zerronnen. Sichtbare Erfolge sind ausgeblieben, und die Selbstkritik über die Schwierigkeiten der Sowjetherrschaft hat ein vordem unbekanntes Mass angenommen.

In einer, aus der Rückschau betrachtet, erstaunlich genauen und richtigen Weise hat diese Entwicklung schon 1963 der St.-Galler Nationalökonom Francesco Kneschaurek («Aussenwirtschaft», 2/1963) vorausgesagt.

Gründe für die öffnende und schliessende technologische Schere

Wir möchten hier einen Hinweis auf eine mögliche Erklärung dieser Erscheinung einrücken. Wir stellen fest, dass die UdSSR seit Ende des Zweiten Weltkrieges weit weniger an der technologischen Revolution teilgenommen hat als Westeuropa.

Westeuropa hat den Rückstand erwartungsgemäss aufgeholt, in den es durch den Krieg geraten ist. Von der bei Kriegsende industriell weniger fortgeschrittenen Sowjetunion hätte indessen ein ähnliches, verhältnismässig sogar rascheres Aufholen erwartet werden dürfen. In den fünfziger Jahren hat sich die Lücke dementsprechend sogar zu schliessen begonnen, um sich danach wieder zu erweitern, gleichsam, als sei die Sowjetunion in Atemnot geraten, als sei sie in der Zielgeraden abgefangen worden. Das war keine zwangsläufige Entwicklung: Japan zum Beispiel ist sie erspart geblieben. Daher muss sie im Sinne eines vorläufigen Hinweises auch erklärt werden.

Man ist sich in Ost und West einig, dass das kleine Bruttosozialprodukt der Sowjetunion eine Folge hauptsächlich der niedrigen Arbeitsproduktivität ist. Wir halten dafür, dass diese Erscheinung systembedingt ist: einerseits ist die Unternehmungsführung chronisch mangelhaft, andererseits drückt die politische Organisation die durchschnittliche Arbeitsleistung auf diesen tiefen Stand hinunter. Dem Bürger (Arbeiter und Unternehmer) werden die notwendigen wirtschaftlichen und ideellen Anreize zu einer besseren Arbeitsleistung vorenthalten: der Staat zweigt einen verhältnismässig grösseren Teil des geringeren Sozialproduktes für seinen Macht- und Aufbau ab und muss die Arbeitsleistung durch Einengung der Freiheit erzwingen. Diese Verweigerung der wirtschaftlichen und ideellen Anreize wirken in der gleichen Richtung und verunmöglichen es der Sowjetunion, aus diesem Hexenkreis auszubrechen.

Damit stellt sich die Frage, warum es der Sowjetunion in den fünfziger Jahren gelungen ist, die Lücke langsam zu schliessen. Wenn die Arbeitsproduktivität systembedingt ist, so müssen politische Klimaänderungen einen plausiblen Grund für die sowjetischen Fortschritte der fünfziger Jahre abgeben.

Und solche Klimaänderungen liegen vor. Da ist einmal und vor allem der Tod Stalins im März 1953. Damit war ein vorläufiger Schlussstrich unter die Periode des offenen Terrors gezogen.

4 Es konnte, in der absehbaren Zukunft, nur besser kommen. Es war geradezu unmöglich, dass die Nachfolger des Diktators die Schraube noch härter anziehen, den Terror noch verstärken durften. Der Tod Stalins musste — mindestens vorübergehend — eine irgendwie geartete Liberalisierung einleiten. In der Tat: die Zwangsarbeitslager begannen sich zu entleeren, der sichtbare Terror wurde abgebaut.

Die Bedeutung des sozialen Klimas

Ein ideeller Anreiz für bessere Arbeitsleistung wurde im allgemeinen Aufatmen spürbar. Mehr noch: mit den massiven Goldverkäufen im Westen beschaffte sich Malenkov ausserplanmässige Konsumgüter, die er auf den sowjetischen Markt warf, um die Loyalität der Bevölkerung für sich zu gewinnen. Das Motiv dazu war politisch, aber damit entstand auch ein wirtschaftlicher Anreiz. Dieser Klimaänderung hatte es bedurft, um Fortschritte, die zum Teil erzwungen worden waren, auf breiter Basis fruktifizieren zu können. Sicher wäre der erfolgreiche Abschuss eines Satelliten auch unter Stalin möglich gewesen, hätte der Diktator länger gelebt. Aber dann wäre dieses Ereignis nicht zum Ausdruck eines allgemeinen und allgemein spürbaren Aufschwunges geworden.

Zweifellos war diese positive Klimaveränderung Belastungen ausgesetzt. Schon im Juni 1953 hatten die ostdeutschen Arbeiter und Jugendlichen versucht, die sowjetische Führungsunsicherheit auszunützen. Die Unterwerfung des Aufstandes mochte bedeuten, dass Änderungen nicht so schnell möglich seien. Gleiches traf auf den polnischen Frühling zu. Die gewaltsame Niederschlagung des ungarischen Freiheitskampfes — ein harter Kontrast zu den neuen Hoffnungen — konnte noch als Rückfall und daher als Ausnahme einer neuen Regel aufgefasst werden.

In diesen wenigen Jahren nach Stalins Tod — dem Tauwetter — wurde sichtbar, was zuvor in Opposition zum Totalitarismus gedacht und geleistet worden war und was sich nun durchsetzen zu können schien. Pasternaks «Doktor Schiwago» und Dudinzews «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein» waren ein weltweit verstandenes Farnal. Es waren dies Jahre eines schöpferischen Aufbruches, denen wir Solschenizyn, Terz (Sinjajskij), Arshak (Daniel) und viele andere zu verdanken haben. Das war ein Aufbruch auch, der das Volk zu grösseren Leistungen anspornen musste.

Aber die Zukunft vermochte das Versprechen jener Gegenwart nicht einzulösen. Die sowjetische Klimaverbesserung der fünfziger Jahre — die in einem bedauerlichen Nachhinken der westlichen öffentlichen Meinung erst in den sechziger Jahren bemerkt wurde und eine Gesprächs- und Kontaktbereitschaft auslöste, welche Jahre früher von Vorteil gewesen wäre, nun aber unbehelflich blieb —, diese Klimaverbesserung hielt nicht an. Die freiere Atmosphäre, welche eine bessere wirtschaftliche Leistung ermöglichte, forderte vom Regime einen gefährlichen politischen Preis: der Griff um das Volk drohte sich zu lockern. Mehr wirtschaftliche Freiheit forderte zwar die Arbeitsdisziplin; wurde diese Freiheit aber — was zwangsläufig ist — auch im politischen Raume verlangt, leitete sie den Zerfall der politischen Disziplin ein.

Chruschtschew, diese unter allen Diktatoren

wohl eigenartigste Persönlichkeit, konnte den tragfähigen Kompromiss nicht finden. Er war zu spontan. Er hatte die Grenzen seines Spielraumes zu weit gesteckt. Er bewegte sich zu unmittelbar von einem Extrem ins andere. War er der Mann des friedlichen Wettbewerbs, so war er auch der Mann des brutalen Machtkampfes, der im Herbst 1962 in Kuba die Herrschaft sogar über die USA zu erringen suchte. War er der Mann, der seinen Landsleuten westliche Wirtschaftsmethoden empfahl, so war er auch der Mann, der 1962 mit seiner Reform die Parteikontrolle über die Wirtschaft verstärkte.

Solche breite Pendelausschläge waren mit einem beachtlichen Risiko verbunden, zumal Entwicklungen, wenn sie lange genug dauern, eine eigene Dynamik bekunden, sich der Kontrolle zu entziehen beginnen und irreversibel werden. So hätte eine mehrjährige Fortsetzung der schöpferischen Periode Mitte der fünfziger Jahre in der Sowjetunion unaufhaltsam zu Entwicklungen geführt, wie sie im Prager Frühling demonstriert worden sind. Mit dem Unterschied allerdings, dass dann Osteuropa in der Sowjetunion nicht interveniert hätte, wie diese in der Tschechoslowakei im August 1968 interveniert hat.

Die Klimaänderung in der Richtung einer Restalinisierung ist in der Sowjetunion manifest; sie hat bereits unter Chruschtschew eingesetzt, wie eine allerdings sehr bescheidene Oeffnung zehn Jahre zuvor bereits unter Stalin ihren Anfang

genommen hatte (friedliche Koexistenz, Bereitschaft zum Ausbau der Handelsbeziehungen).

Wir sind überzeugt, dass diese Klimaveränderungen die Hauptursache der veränderten Zuwachsraten der Produktivität darstellen. Trifft dies zu, können einige wichtige Hinweise gewonnen werden.

UdSSR — wirtschaftlich ewig Zweite

Klimaverbesserungen als Voraussetzungen erhöhter wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit sind für das kommunistische Regime allzu gefährlich. Nimmt es die politischen Folgen hin, wie die Prager Reformer bereit waren, es zu tun, so stellen sich kommunistische Partei und Staatsführung das eigene Todesurteil aus. Und zwar in dem Sinne — und nur in dem Sinne —, dass auf die Weltrevolution, auf die Kommunisierung der übrigen Welt, auf den universalen Weltherrschaftsanspruch faktisch verzichtet wird. Was übrig bliebe, das wäre ein in seiner Art ganz wesentlich und qualitativ verändertes Gebilde, das nicht mehr als kommunistisches Regime im herkömmlichen Sinne bezeichnet werden könnte; das wäre ein Regime, das sich im breiten Spielraum westlicher Staatsordnungen ganz natürlich anzusiedeln vermöchte.

Wenn aber eine solche konvergierende Entwicklung nicht möglich ist ohne qualitative Veränderung des Wesens eines kommunistischen Regi-

mes, können wir schliessen, dass eine Konvergenz der beiden Systeme unmöglich ist. Möglich ist nur der Sieg des einen oder des andern Systems.

Daher muss die sowjetische Produktivität zwangsläufig hinter der westlichen nachhinken, sofern es dem kommunistischen Regime nicht gelingt, einen neuen Menschentypus zu schaffen, der als Automat arbeitet — was undenkbar erscheint —, und soweit sich die westliche Form nicht selbst zerstört — was bereits denkbar geworden ist. Diese Feststellung des langfristig notwendigen Nachhinkens kommunistischer Produktivitätszahlen gilt sogar für den Fall, dass begnadeten Personen etwa in der Sowjetunion die Entdeckung umwälzender Technologien gelänge. Denn sie würden im Westen rascher auf breiter Basis eingeführt; und würden sie in der UdSSR geheimgehalten, wären sie weitgehend belanglos.

Kanonen oder Butter?

Damit ist zugleich festgestellt, dass das Brutto-sozialprodukt eines kommunistischen Landes immer unter jenem eines westlichen Landes liegt. Heisst das nun, dass infolge dieser unzulänglichen wirtschaftlichen Leistungskraft kommunistischer Volkswirtschaften ein kommunistischer Herrschaftsanspruch dahinfällt? Bedeutet das, dass der Aggressionsgrad der kommunistischen Staatengruppen abnehmend ist? Diese Schluss-



Gehört die grosse sibirische Zukunft bereits der Vergangenheit an? Sowjetische Wirtschaftskarte mit den laufenden Projekten. (Aus der Wochenzeitschrift «Horizont», Ost-Berlin, Nr. 16/1970)

Lenin und die Liebe

Zweimal so und dreimal anders vergessen

Von Ervin György

Der schnelle Uebergang der Sowjetgesellschaft zum Puritanismus hat den sowjetischen Lenin-Biographen die Tatsache als peinlich erscheinen lassen, dass Lenin nicht nur ein Revolutionär, sondern auch ein Mann gewesen ist. So werden etliche Frauen, die im Leben Lenins eine Rolle spielten, sehr diskret, das heisst überhaupt nicht behandelt. Bei einigen unter ihnen lässt sich das auch politisch durch die Tatsache erklären, dass sie sich von Lenins Vorstellungen der Revolutionsgesellschaft abwandten, bei andern aber hat das grosse Verschweigen keinen politischen Grund, es sei denn den uralten, dass man sich einen Gott vorzugsweise als geschlechtsloses Wesen vorstellt.

Inessas Grab liegt im Schatten des Lenin-Mausoleums. Der Partei war es nicht so wichtig, dass sie ihre letzte Ruhestätte neben den grössten Persönlichkeiten fand. Aber kennzeichnend für die farblose Prüderie der Partei ist es, dass Inessas immerhin nicht unbedeutende Rolle bei der Vorbereitung der Revolution und in den wirren Jahren des Bürgerkrieges nirgendwo erwähnt wird. Ihr Name wurde gestrichen; sie ist zur «Unperson» geworden wie so viele andere auch.

Dieselbe heuchlerische Frömmigkeit unterband auch alle Nachforschungen nach mutmasslichen intimeren Beziehungen Lenins zu andern Frauen, die ihm in seiner Parteiarbeit nahestanden. Das ist um so begreiflicher, als später Stalin besonders heftig gegen intime Beziehungen zwischen Parteifunktionären auftrat: Kommunisten sollten auch in diesem Punkte allen andern mit gutem Beispiel vorangehen. Also durfte auf das Idol der Revolution in diesem Sinne nicht der geringste Verdacht fallen.

Zwei Lenin-Fans werden ernüchtert

Ständig gab es viele Frauen in Lenins Umgebung. Das war im Generalstab einer Revolution, welche die Frauen gleichberechtigt in die Politik einzubeziehen trachtete, durchaus nicht verwunderlich. Und sicher ist auch, dass die Revolution und nichts anderes die überwiegende Mehrzahl der Frauen mit Lenin verband.

Wie z. B. Angelica Balabanoff, oder Alexandra Kollontaj, zwei begeisterte Lenin-Fans. In öffentlichen Institutionen oder Parteizentralen des ganzen Landes hingen ihre Bilder neben Lenins Bild. Sie waren viel populärer als viele Männer, die erst später in die Heldengalerie des Kommunismus hineingeschmuggelt wurden. Sie waren die grossen Frauenidole der Revolution. Ihre Treue zu Lenin dauerte aber nicht ewig. Angelica Balabanoff, eine italienische Sozialdemokratin, war über die Gewalttätigkeiten der Tschechoslowakei schockiert, welche die Methoden der Ochrana, der zaristischen Geheimpolizei, übernommen und

4 sogar übertroffen hatte. Sie kehrte enttäuscht, trotz allen Beschwörungen Lenins, in ihre Heimat zurück. Alexandra Kollontaj wurde Lenin wegen des heissumstrittenen Friedens von Brest-Litwosk untreu und befürwortete Troztkis Standpunkt.

Aber Lenins Zorn und Missgunst handelte sie sich im besonderen wegen ihrer «Glas-Wasser-Theorie» ein. Obwohl sie mit der Befürwortung der freien und ungebundenen Befriedigung der sexuellen Triebe ohne moralische oder gefühlbedingte Vorurteile oder Bedingungen eigentlich nur zur logischen Schlussfolgerung der materialistischen Weltanschauung gelangte und von Tschernischewskis idealistischem Nihilismus auf dem Gebiete der Sexualmoral den zwangsläufigen Schritt zum Marxismus vollzog, warf ihr Lenin vor, dass sie mit ihrer Sexualmoral die Jungkommunisten in den Morast der Verderbtheit führe.

Aber abgesehen von diesen und vielen anderen Parteimitarbeiterinnen, die über jeden Verdacht erhaben sind, dass sie nicht nur revolutionär hart, sondern auch zart gewesen seien, gibt es mindestens drei Frauen, die Lenin allem Anschein nach inmitten politischer Spannungen zur Entspannung verhalfen.

Maria Moissejewna Essen

Da ist zum Beispiel eine gewisse Maria Moissejewna Essen. Sie war die typische Figur jener verwegenen Revolutionärinnen, die ständig verhaftet wurden und immer wieder ausbrachen. Sie war mit der Familie Uljanow eng befreundet und besonders Lenins Mutter zugetan. Die Krup-

Die technologische Lücke

(Fortsetzung von Seite 10)

folgerung kann nicht gezogen werden. In der bereits zitierten Studie hat Professor Kneschauer klar und heute noch gültig formuliert:

«Diese Feststellungen (nämlich die von ihm damals prophezeite Verlangsamung sowjetischer Zuwachsraten) dürfen uns natürlich über die immanenten Gefahren der wirtschaftlichen Entwicklung in den Ostblockstaaten nicht hinwegtäuschen, vor allem weil es vom politischen und militärischen Standpunkt aus weniger auf das gesamtwirtschaftliche Wachstum und noch weniger auf die Wohlstandsentwicklung eines Landes als auf die Expansion der „strategischen“ Wirtschaftsbereiche ankommt. Gerade diese werden aber in der Sowjetunion und in den Satelliten in unvermindertem Tempo weiter ausgebaut, und ihnen werden auch die besten Kräfte und der grösste Teil des verfügbaren Kapitals zugewiesen. Die akute Gefahr aus dem Osten liegt weniger in der allgemeinen wirtschaftlichen Ueberrundung des Westens als in seiner politischen und militärischen Ueberholung. Obschon das gesamte Produktionspotential der Sowjetunion und der Satellitenstaaten nach wie vor nur etwa ein Drittel (pro Kopf sogar nur ein Viertel) des Produktionspotentials der USA und der westeuropäischen Kernstaaten zusammengenommen beträgt, muss das Produktionsvolumen im militärisch wichtigen Sektor schon heute un-

gefähr gleich hoch veranschlagt werden wie das westliche. Diese Relation zeigt deutlich, wo der Kern des Problems zu suchen ist, nämlich in der bedenklichen Gewichtsverlagerung des politisch und strategisch wichtigen Produktionspotentials nach den kommunistischen Ländern.»

Dieser Tatbestand wird oft zu wenig gewürdigt, vor allem weil die daraus zu ziehenden Folgerungen widersprüchlich scheinen. Die Feststellung, dass die Leistungskraft kommunistischer Volkswirtschaften zweitrangig bleibt, ist indessen ebenso zutreffend wie die Feststellung, dass die aggressive Macht kommunistischer Staaten weiterhin wächst. Wir möchten diesen Tatbestand grundsätzlich mit Hilfe eines äusserst einfachen Beispiels illustrieren.

Von zwei erwerbstätigen Menschen verdient A 2000 Fr. im Monat, B bloss 1000 Fr. A leistet sich einen gehobenen Lebensstandard und gibt monatlich 1800 Fr. aus, kann deshalb nur 200 Franken sparen. B dagegen schnürt den Gürtel eng, gibt lediglich 600 Fr. aus, kann aber jeden Monat 400 Fr. auf die Seite legen. Am Schluss des ersten Jahres verfügt A über eine «Macht» von 2400 Fr., B dagegen trotz halbem Einkommen über die doppelte «Macht» von 4800 Fr.

Wir wollen nicht diese Zahlen auf den Ost-West-Vergleich übertragen, obschon sie nicht völlig aus der Luft gegriffen sind; das Bruttosozialprodukt der Sowjetunion dürfte etwa die Hälfte des amerikanischen, der Lebensstandard des Durchschnittsbürgers etwa einen Drittel dessen seines westlichen Kollegen betragen. Wegen dieser

erzwungenen Konsumeinschränkung kann trotz der systembedingten unzulänglichen Gesamtleistung mehr für den Machtaufbau abgezweigt werden (Forschung, Entwicklung und Produktion in den strategischen Bereichen, weltweite Propaganda und Agitation). Da dieses Mehr an Mitteln für den Machtaufbau im Dienste aggressiver Zielsetzungen verwendet wird, zeigt sich hierin nicht nur der wesentlich höhere Aggressivitätsgrad kommunistischer Regimes, sondern auch deren verminderter «Humanitätsgrad»: die Bevölkerung wird ja nicht gefragt, ob sie diese radikale Konsumkürzung wünscht oder nicht.

Ausdruck dieser anhaltend aggressiven Politik der Sowjetunion ist beispielsweise der Umstand, dass die UdSSR 1965 etwa 220 interkontinentale Raketen gegenüber 900 der USA hatte; heute verfügt sie über rund 1350 gegenüber 1050 der USA und steigert den Bestand gegenwärtig jährlich um rund 250 weitere Raketen dieser Art. Das Verhältnis hat sich also geändert.

*

Mit den hier angestellten Ueberlegungen sind wir vom Thema der technologischen Lücke etwas abgewichen. Es war indessen wichtig, die in der Regel unerfüllbaren Bedingungen für das Ein- und Ueberholen der westlichen Wirtschaft durch die Sowjetunion kennenzulernen. Und es war unumgänglich, dieses Erkenntnis den Hinweis beizufügen, dass der sowjetische Machtaufbau trotzdem nicht gefährdet sein muss.

Peter Sager